

wenn er aber „athanatos“ fälschlich zu „athnetos“ korrigiert (35,18–19) – der paläographische Befund ist hier bei hochauflösenden Fotos eindeutig – kommen Fragen nach der Sorgfalt der ganzen Edition auf. Es wären noch mehr Stellen zu hinterfragen, doch da es sich hier um einen Appendix handelt, lässt der Rezensent es bei dieser einen bewenden. Typographisch sehr schön sind allerdings Abkürzungen am Zeilenende dargestellt.

In Appendix B (188–221) gibt J. Erklärungen zu einzelnen Lesungen und schwierigen Formulierungen. Diese Ausführungen sind oft sehr informativ und zeigen, dass er sich wirklich intensiv um den Text bemüht hat. In vielen Punkten sind die Diskussionen hier allerdings noch nicht zum Ende gekommen. Das betrifft etwa die Deutung von „r pascha“ (33,5–6) als „leiden“ oder „zum Passaopfer werden“ (188). Auch Origenes wusste, dass Passa im Hebräischen Übergang bedeutet. Es

ist darum nicht unwahrscheinlich, dass sich diese Wendung auf den oben erwähnten Aufstieg des „himmlischen Christus“ bezieht.

Appendix C führt die „Scribal Marks in Codex Tchacos“ auf und zwar im ganzen Kodex. Hier hat J. verdienstvolle Arbeit geleistet. Was man leider völlig vermisst, sind die ausführlichen Indizes, die heute bei den meisten Editionen koptischer Texte zum Standard gehören!

Eine kurze Bibliographie (326–337), ein Index mit Stellenangaben antiker Quellen (238–247), ein Index moderner Autoren (248–250) und ein Sachindex (251–256) schließen das Buch ab. Letztere erhöhen die Benutzbarkeit wesentlich. Das gilt auch für die Lauftitel über den einzelnen Seiten. Im Anmerkungsapparat wurden Kurztitel angegeben, was die Lektüre im Vergleich zu dem heute weit verbreiteten Harvard-System erheblich erleichtert.

Berlin

Bernd Witte

Mittelalter

Almuth Klein: Funktion und Nutzung der Krypta im Mittelalter. Heiligensprechung und Heiligenverehrung am Beispiel Italien, Wiesbaden: Reichert 2011, 288 S. ISBN 978-3-89500-785-9.

Mit ihrer 2008 in Basel eingereichten Dissertation betritt Almuth Klein für die Untersuchung der Nutzung von Krypten weitgehend Neuland. Der Band kommt recht bescheiden daher, insbesondere bei der Qualität der Bildvorlagen, doch darf man sich vom äußeren Eindruck nicht täuschen lassen.

Der Titel des Buches lässt aufmerken, denn Studien zur liturgischen Nutzung mittelalterlicher Kirchen sind immer noch selten. Als gelungene Beispiele der Zusammenarbeit zwischen Architektur- und Liturgiehistorikern lassen sich jedoch immerhin zwei Kongresse anführen (Heiliger Raum. Architektur, Kunst und Liturgie in mittelalterlichen Kathedralen und Stiftskirchen, Bamberg 1995; Kunst und Liturgie im Mittelalter, Rom 1997). Auch der Kunsthistoriker Clemens Kosch beschäftigt sich seit etlichen Jahren mit der Topographie der Heiligenverehrung. Merkwürdig desinteressiert an der räumlichen Disposition der Kirchen mitsamt der Lage der Gräber bleiben dagegen die Untersuchungen der Heiligenverehrung von Seiten der Kirchenhistoriker.

Umgekehrt sind die architekturhistorischen Studien zur Krypta bislang in hohem Maße formal ausgerichtet gewesen. Von der

1991 erschienenen Dissertation Ulrich Rosners über die ottonische Krypta werden nur die allgemeinsten Varianten der Bautypen behandelt. Neben dem Typenwandel beziehen die Arbeiten von Mariacloilde Magni 1979 und Samuel Rutishauser 1993 über italienische und südeuropäische Krypten dagegen auch einzelne Nutzungsaspekte ein. Von der Forschung wird seit Jahrzehnten beharrlich angenommen, die Hallenkrypta sei im Laufe des 10. Jahrhunderts durch eine immer weitere Vergrößerung der Confessio von Ringkrypten entstanden. Widerlegt wird diese Hypothese aber durch die Existenz von kleinen karolingischen Hallenkrypten. Allerdings sind typologische Aspekte in der vorliegenden Arbeit von Almuth Klein nur ein Nebenschauplatz. Deshalb genügt ihr auch eine grobe typologische Unterscheidung nach der Größe der Krypta im Vergleich zur darüberliegenden Kirche.

Da eine komplette Erfassung des Bestandes den Rahmen jeder Arbeit sprengen würde und auch gar nicht Ziel einer nutzungs geschichtlichen Untersuchung sein kann, hat die Verfasserin für ihre Studie 50 Bauten Italiens aus dem späten 10. bis 12. Jh. ausgewählt. Bei der Auswahl wurde gut erhaltenen oder gut rekonstruierbaren Krypten der Vorrang gegeben. Naturgemäß bleibt es nicht aus, dass man einige wichtige Objekte vermissen wird, so den Dom von Acqui, S. Pietro in Brema oder S. Sepolcro in Mailand. Umgekehrt irri-

tiert es, dass drei Kirchen ganz ohne Krypta nicht nur im Haupttext behandelt werden – was seine Berechtigung hat –, sondern auch eigene Katalogeinträge erhalten haben.

Welche Tücken eine repräsentativ gemeinte Auswahl in sich birgt, mag folgendes Beispiel verdeutlichen: Da von den drei doppelgeschossigen Umgangschönen des späten 10. Jhs. nur zwei berücksichtigt werden, nämlich die Dome von Ivrea und Ravenna, nicht aber S. Stefano in Verona, ergibt sich für die Dispositionen der Reliquienanordnung ein unvollständiges Bild: In Ravenna wurden sie anscheinend im Umgang aufbewahrt. In Ivrea standen sie zunächst in dem hohen, beide Geschosse umfassenden Sanktuarium und konnten vom oberen Chorumgang aus durch *umbilici*, also schräg nach unten führende Schauöffnungen, betrachtet werden. Erst in einer zweiten Phase wurde die Disposition zugunsten des Einbaus einer Krypta auch ins Sanktuarium geändert, wodurch die Nutzungen entflochten werden konnten. Trotz großer baulicher Übereinstimmungen mit Ivrea standen die Reliquien in Verona erneut im Umgang, zumindest deuten darauf die zahlreichen Nischen in der Außenwand. Man hat somit trotz der typologischen Verwandtschaft drei unterschiedliche Nutzungsmodelle vorliegen.

Bei der Bearbeitung einer Vielzahl von Objekten bleibt es nicht aus, dass hin und wieder Fehler unterlaufen. Die wichtigsten Monita seien hier aufgezählt: Trotz allen Bemühens um gute Texteditionen werden mancherorts Quellen nur aus der Sekundärliteratur benutzt. Störend fällt dies beim Dom von Ravenna auf. Auch die wichtigste Literatur ist nicht überall zuverlässig erfasst, und manche Befunde und Quellen zur Ausstattung sind übersehen worden. So konnte in der nördlichen Kryptenapsis des Doms von Aosta von Renato Perinetti ein Altar ergraben werden. Außerdem liegen in dieser Krypta noch große Teile des bauzeitlichen Steinplattenfußbodens. Der gut erhaltene Grabaltar im Scheitel der Krypta von S. Pietro e Orso in Aosta wird – wie die ganze Kirche – nicht berücksichtigt. Auch im Dom von Modena kann man noch *in situ* den 1106 geweihten Geminianusgrabaltar bewundern, was Klein entgeht; der ganze Eintrag zu Modena fällt recht summarisch aus und übergeht auch die späteren baulichen Veränderungen der Krypta. S. Felice in Pavia besaß nach Aussage der aus dem frühen 14. Jh. stammenden *Cronica de corporibus* verschiedene, namentlich genannte Heiligenleiber, und in einer Urkunde Ottos III. vom 21. November 1001 wird für dieselbe Kirche ein Kreuzpartikel bezogen. Für S. Vincenzo in Galliano macht das

auch von Klein herangezogene *Liber notitiae sanctorum Mediolani* aus der 2. H. des 13. Jhs. Angaben über Altarpatrozinien: Hll. Abdon und Sennen, Maria, Margaretha und Christophorus. Dies ist wichtig, da die beiden letzteren schon in den bauzeitlichen Wandmalereien der Oberkirche berücksichtigt sind. Mehrfach stellt die Verfasserin die Baugeschichte nur vereinfacht dar – verständlicherweise, denn es ist unmöglich, überall eigene Baubeobachtungen zu leisten. So fehlt für Abbadia San Salvatore die Auseinandersetzung mit der Annahme, die Außenmauern der Krypta der 1035 geweihten Kirche seien bereits karolingisch (so Franz J. Much 1988). Tatsächlich ist die ältere, kryptenlose Saalkirche, die man anhand dieser Mauern rekonstruieren kann, jedoch wohl nur wenig älter, und kurz darauf wurde in einer zweiten und dritten Phase die Hallenkrypta eingebaut. Auch die komplizierte und umstrittene Baugeschichte des Doms von Aquileia stellt sich für die Krypta des frühen 11. Jhs. mindestens zweiphasig dar: Zuerst war eine rechteckige Hallenkrypta geplant, bevor die halbrunde Hauptapsis eingebaut wurde und zu einer entsprechenden Modifizierung führte. Für S. Maria in Farneta übersieht die Verfasserin, dass bis 1923 der Chor der Oberkirche die gleiche Disposition wie die Krypta mit drei Trikonchen aufwies, bevor die Zwischenmauern als vermeintlich barock entfernt wurden.

All diese kleinen Mängel sind jedoch keineswegs so gravierend, dass die Gesamtergebnisse der Arbeit gefährdet wären. Als Hauptfunktion der Krypta sieht Almuth Klein völlig zu recht die Aufnahme von Gräbern, und zwar in erster Linie Heiligengräbern, aber auch Gräbern von Bischöfen, Äbten und Gründern. Erst später wurden auch andere Laien zur Bestattung zugelassen. Die Heiligenleiber waren teils *in situ* aufgefunden, teils durch Translozierungen herangeschafft worden. Bei der Disposition der Krypten achtete man fast immer darauf, das (oft als Altargrab gestaltete) Sepulcrum möglichst genau unter den Hochaltar der Oberkirche zu platzieren, um eine senkrechte Ausstrahlung der Heilswirkung zu ermöglichen. Die Verbreitung dieses Usus haben schon Kosch und andere beobachtet. Aus den häufig zu beobachtenden Seh- und Hörverbindungen mit der Oberkirche will Almuth Klein schließen, dass die Krypten meistens für Laien unzugänglich blieben und als Teil des Chores zu gelten haben. Jedoch würde eine – von Klein durchaus für möglich gehaltene – Öffnung zu besonderen Festen diese Einschätzung stark relativieren.

Ein wegen der großen Verluste im Denkmalbestand schwierig zu erschlüssendes Kapitel sind die Altäre in Krypten. Die schriftli-

che Überlieferung von Patrozinien setzt, wenn überhaupt, meist erst im 13. oder gar erst im 16. Jh. ein. Doch immerhin gelingt es Almuth Klein nachzuweisen, dass die allermeisten Krypten auch über einen Altar verfügten, manchmal sogar drei Altäre. Im Gegensatz zu einer hartnäckigen Annahme der Forschung lässt sich jedoch keine Präferenz des Marienpatroziniums feststellen.

Es bleibt noch der Befund der vereinzelt ohne Grab gebliebenen Krypten. Klein macht hier verschiedene Vorschläge: Möglicherweise konnte mit einer Krypta auch ein nicht vorhandenes Heiligengrab evoziert werden. In anderen Fällen legt ein zum Chor stark abfallendes Terrain nahe, dass man die Krypta als Substruktion für den Chor benötigte.

Die Studie bietet insgesamt einen wichtigen Beitrag zur Nutzung hochmittelalterlicher Sakralarchitektur anhand eines besonders geeigneten Teilbereichs.

Göttingen

Jens Reiche

Vita prima S. Bernardi Claraevallis Abbatis liber primus cura et studio Pauli Verdeyen SJ, accedunt libri II-V cura et studio Pauli Verdeyen SJ, Fragmenta Gaufridi edidit Christine Vande Veire, Turnhout: Brepols Publishers 2011 (Guillelmi a S. Theodorico opera omnia pars VI; Corpus Christianorum Continuatio Mediaevalis LXXXIX B), 342 S., 2 farbige Abb., ISBN 978-2-503-53199-1.

Angesichts der hohen Zahl auch ziemlich insignifikanter mittellateinischer Texte, die von Jahr zu Jahr in kritischen Editionen im Druck vorgelegt werden, kann man nur erstaunt darüber sein, dass die wohl in jeder Hinsicht wichtigste Vita des 12. Jahrhunderts bis jetzt nur in der alten Ausgabe der Patrologia latina zugänglich war, wenn diese auch auf der Arbeit zweier so exzellenter Gelehrter wie Horstius und Mabillon beruht. Gern hätte man diese Aufgabe einer wissenschaftlichen Neuedition in den Händen von Ferruccio Gastaldelli (Leiter der ausführlich kommentierten lateinisch-italienischen Bernhard-Ausgabe) gesehen, dem sich, was Bernhard und die über ihn berichtenden Quellen betrifft, in unserer Generation niemand an Genauigkeit der Kenntnisse vergleichen konnte (leider kam es auch nie zu der von ihm projektierten Bernhard-Biographie). Die nun endlich erschienene Edition wurde von P. Verdeyen SJ von der Ruusbroecgenotschap zu Antwerpen besorgt, der neben theologischen bis erbaulichen Publikationen über die altflämische Mystik in den Sources chrétiennes Bernhards Hohenliedpredigten betreut und

im Corpus Christianorum die Werke des Wilhelm von Saint-Thierry.

Auf den ersten Blick auffallend ist das Ungleichgewicht der Einleitungen: Für die umfangreiche Vita reichen 10 (!) Seiten aus, die knappen Fragmente erhalten dagegen 33. Verkehrte Welt! So bietet Verdeyen auch nur ein Minimum an den wichtigsten Informationen über die vier herangezogenen Handschriften des 12. Jahrhunderts (es existieren über 100) und die Verfasser der einzelnen Bücher. Während für die Fragmente etwa die Orthographie des einzigen Codex untersucht und sogar ein Stemma der Drucke vorgelegt wurde (wozu dienlich?), gibt es dergleichen nicht für die Vita. Anscheinend hielt Verdeyen dies alles schon genugsam durch die Dissertation von A. H. Bredero (1960) erhellt, die freilich kaum jedem Benutzer des CC zur Hand sein dürfte, und wenn, keineswegs alle Fragen löst. Auf diesen Amsterdamer Mediävisten wird immer wieder einseitig als Autorität verwiesen, obwohl er nicht umhinkonnte, die ihm von dem gen. Gastaldelli nachgewiesenen Fehler schließlich selbst zu bestätigen (S. 255). So schreibt Verdeyen z. B., dass laut Bredero der Brief Bernhards an Arnald von Bonneval (Ep. 310) eine Fälschung sei (S. 15) – ohne auch nur in einer Anmerkung zu erwähnen, dass diese These von drei Bernhard-Spezialisten unabhängig widerlegt wurde: Farkasfalvy, Gastaldelli und am ausführlichsten R. Smith (s. Dinzelbacher, Bernhard von Clairvaux, 2. Aufl. 2012, S. 460). Auch fehlt in der Bibliographie vielsagender Weise die Studie von Piazzioni, Le premier biographe de Saint Bernard, Guillaume de Saint-Thierry, in: Arabeyre, P. ed., Vies et légendes de Saint Bernard 1993, welcher der von Bredero verfochtenen Abqualifizierung der Vita Ia als historischer Quelle zu Recht widersprochen hat. Befremdlich, dass Verdeyen auch glaubte, auf die seit Vacandard ausführlichste Biographie des großen Zisterziensers verzichten zu können, nämlich Aubé, Pierre, Saint Bernard de Clairvaux, 2003 (735 S.).

Die Fragmente, eine für Bernhards Jugendzeit aussagekräftige Quelle, wurden herausgegeben von C. Vande Viere, die auf der Verlagswebseite als Academic Assistant aufscheint. Sie hat jedenfalls eine so eingehende Einleitung (einschließlich Konkordanzen zu den früheren Drucken) beigegeben, dass damit der Standard, der sonst in dieser Publikationsreihe meist erreicht wird, bestens erfüllt erscheint.

Wie sieht es nun mit den vorgelegten Texten selbst aus? Von der Vita Bernhards wurde die Fassung A veröffentlicht, d. h. die älteste, zum Teil noch zu Lebzeiten des Abtes von Clairvaux verfasste Version, wobei vier